

Perspektiven

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **28 (2021)**

Heft 307

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Perspektiven

Cuarantena: 40 Tage Wochenbett in der Kolumbianischen Salsastadt Cali, wo es auch babyfreundliche Schwitzbäder gibt und eine Doula den Eltern in den ersten Wochen mit dem Kind hilft. Von Lydia Baumgartner

38

Museumsdebatte: HVM-Leiter Daniel Studer über fehlende Ausstellungsobjekte zu städtischen oder sozialen Themen und die Kritik, dass die Kuratorien fachlich einseitig besetzt seien. Von Roman Hertler und Peter Surber

40

Klassiker des Antifaschismus: *Die unterbrochene Spur* von Mathias Knauer und Jürg Frischknecht kommt mit einem Vorwort von Jakob Tanner neu heraus. Von Ralph Hug

45

Späte Ehrung: Der St.Galler Antifaschist und Spanienkämpfer Louis Übrig erhielt in Konstanz einen «Stolperstein» an der Kanzleistrasse. Von Uwe Brüggemann

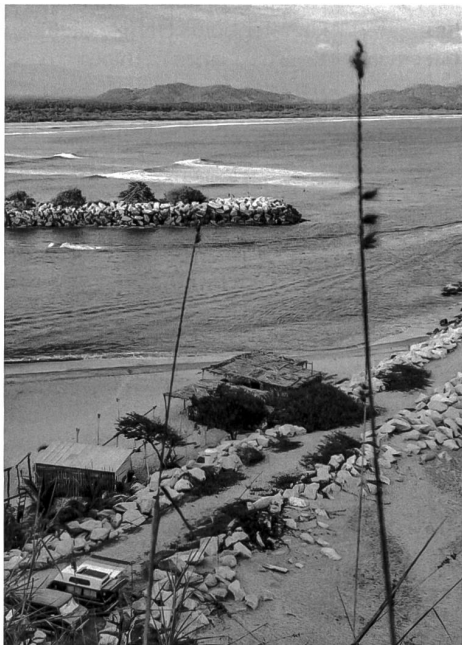
47

CUARANTENA:

40

TAGE

WOCHENBETT



Die Laguna de Chacahua im mexikanischen Bundesstaat Oaxaca



Unterwegs nach Cali: Ein letztes Mal zu zweit im Bus

Wir fahren auf einer endlosen Holperpiste an unzähligen Kokospalmen vorbei bis zum äussersten Zipfel einer Landzunge, wo uns ein staubiges Dörfchen erwartet. Hier säumen zahlreiche Palapas – Hütten mit Palmendächern – eine Lagune. In der allerletzten Palapa treffen wir auf ein paar Reisende und einen Fischer, den alle El Tigre nennen. Tigre lädt uns sturzbetrunken, aber sehr freundlich ein, so lange bei ihm zu leben, wie wir wollen. Geld verlangt er keines, allenfalls etwas Mithilfe beim Wasserschleppen für WC und Küche.

Der Platz liegt wunderschön zwischen Lagune und Meer. Gleich gegenüber rollen perfekte Wellen gleichmässig und langsam Richtung Strand. Fische jagen so zahlreich nach den Unmengen an Minishrimp, dass die Wasseroberfläche der Lagune regelmässig schäumt. In der Nacht verwandelt leuchtendes Plankton das Wasser bei jeder Bewegung in einen glitzernden Teppich aus tausend blauen Punkten.

Es ist Februar 2019, ziemlich genau ein Jahr bevor unser Sohn Tim in Kolumbien zur Welt kommen wird. Wir stellen unseren VW-Bus mit Jahrgang 1987 neben drei andere Vans und verweilen sieben Wochen in der paradisischen Laguna de Chacahua an der Küste des mexikanischen Bundesstaats Oaxaca. Vor einem halben Jahr haben wir unsere Reise in San Francisco gestartet und kommen nun endlich auch mental im neuen Leben an,

fernab von Karriereplanung und geschäftigem Alltag, auf einer Reise, die ausser südwärts kein konkretes Ziel kennt und deren Ende wir uns bewusst offengehalten haben.

Archaische Dämpfe

In den Bergen Oaxacas im verschlafenen Dörfchen San Mateo lernen wir kurze Zeit später die Tradition des Temazcal kennen, eine Verbindung aus Dampfbad und Reinigungszeremonie, die bereits von den Mayas und Azteken gepflegt wurde. Der Temazcal wird in Mesoamerika noch heute rege benutzt und seit einiger Zeit von modernen Spirituellen überall auf der Welt für sich entdeckt.

Das Ganze hat etwas Archaisches. Wir sitzen mit rund 20 Personen auf einem Lehm-boden in einem niedrigen Zelt, das die Gebärmutter repräsentieren soll. Heisse Lavasteine werden aus einem Feuer ins Innere gebracht und mit einem Aufguss aus Heilkräutern übergossen. Schweiss vermischt sich mit Erde, es wird getrommelt und gesungen, und als wir nach über einer Stunde auf allen Vieren wieder ins Freie krabbeln, fühlen wir uns tatsächlich wie neugeboren.

In diesen zwei Monaten in Oaxaca beginnen wir, darüber zu sprechen, wie es denn wäre, wenn wir unterwegs ein Baby bekommen würden. Je mehr ich darüber nachdenke, desto perfekter erscheint mir der Plan. Mir

war immer klar, dass ich länger als drei Monate bei meinem Baby würde bleiben wollen und Langzeitstillen eine Option ist. Ich hatte keine Lust, die nächsten Jahre meines Lebens mit der scheinbar unmöglichen Aufgabe der Vereinbarkeit von Familie und Beruf konfrontiert zu sein, zwischen Grosseltern, Kita, Job und Haushalt hin und her zu eilen und ständig an irgendwelchen Orten Milch abzupumpen.

Gleichzeitig wollte ich aber auch nicht allein zu Hause bleiben, kaum mehr in Gegenwart anderer erwachsener Menschen sein, kein eigenes Geld mehr verdienen und mir schleichend die alleinige Verantwortung für Haushalt und Familie aufhalsen.

Wie kann ich meinen persönlichen Bedürfnissen als Frau und Mutter folgen, ohne gleichzeitig alte Rollenbilder zu zementieren, die ich selbst ablehne? Disqualifiziere ich mich beruflich, wenn ich meine Rolle als Mutter als mindestens so wichtig erkenne? Wie kann ich meinem Baby so viel Zeit und Nähe geben, wie ich für nötig halte, wenn die Gesellschaft als einzige Option für Vereinbarkeit von Familie und Karriere das Outsourcing der Betreuungsarbeit von klein auf vorschlägt?

Eine taugliche Lösung für dieses Dilemma bietet die Schweiz bekanntlich nicht. Flexible Berufe und Arbeitgeber, die ein solches Setting für Väter und Mütter ermögli-



Zeltgerüst für die Temazcal-Zeremonie



Vater und Sohn, bolivianische Tragetechnik

chen, sind noch immer seltener Luxus. Wir aber sehen die Lösung nun klar vor uns: Elternzeit unterwegs anstelle eines mickrigen Vaterschaftsurlaubs! Ich würde nicht das vielbesagte Dorf um mich haben, aber meinen Mann zu 100 Prozent an meiner Seite. Wir würden gleichberechtigte Eltern sein, uns alles fair aufteilen, fernab von alten Rollenbildern und gesellschaftlichen Erwartungen. So zumindest war der Plan.

Babyfreundlich im Schwitzbad

Es ist der 3. April 2020, als wir erneut im Kreis in einem Temazcal sitzen. Mit dabei sind der 39 Tage alte Tim, unsere Postpartum Doula Nancy, eine Art Begleiterin in den ersten Wochen nach der Geburt, und unsere Gastgeber Cristina und Didier. Das Schwitzbad ist dieses Mal eher babyfreundlich als archaisch und Teil des «Cierre de Postparto», einer Zeremonie, mit der ich aus dem in Kolumbien traditionell 40 Tage dauernden Wochenbett, der «Cuarantena», entlassen werde. Wir befinden uns in Cali, Salsametropole, heisse und laute Grossstadt, wo Tradition und Moderne verschwimmen. Hier haben wir in der Mietwohnung eines Bed and Breakfast in den grünen Hügeln etwas ausserhalb der Stadt unseren kleinen Tim in Empfang genommen.

Wie es die Tradition vorsieht, verbringe ich den 40. Tag der «Cuarantena» allein im

Bett. Mein Mann kümmert sich um Tim und bringt mir den Kleinen nur, wenn er hungrig ist. Von Nancy werde ich ein letztes Mal mit einem Bad aus Blumen und Kräutern sowie mit einer Massage verwöhnt. Sie bindet meinen Bauch mit einem festen Tuch ein, um meinem Körper zu helfen, sich nach Schwangerschaft und Geburt wieder zu verschliessen. Ich soll mir an diesem letzten Tag des Wochenbetts Zeit nehmen, um das Vergangene zu reflektieren, mit dem Prozess der Schwangerschaft und Geburt abzuschliessen und bewusst in die neue Lebensphase als Mutter eines neuen Wesens zu starten.

Die meisten Kulturen auf der Welt kennen Traditionen rund um das Wochenbett. In vielen dauert es ebenfalls 40 Tage, und meist sind spezielle Nahrungsmittel für die Mutter und Dampfbäder Teil davon. Diese Wertschätzung der Zeit nach der Geburt, das Nähren, Pflegen und Umsorgen der Mutter und das Fördern der engen Bindung von Mutter und Kind – all das war mir aus der Schweiz unbekannt.

Pandemie zum Glück: Dann bleiben wir eben

Dank Corona bleiben wir sieben Monate an Tims Geburtsort und sind glücklich darüber, unser Nest im Grünen nicht schon früher verlassen zu müssen. Es zieht uns zurück nach

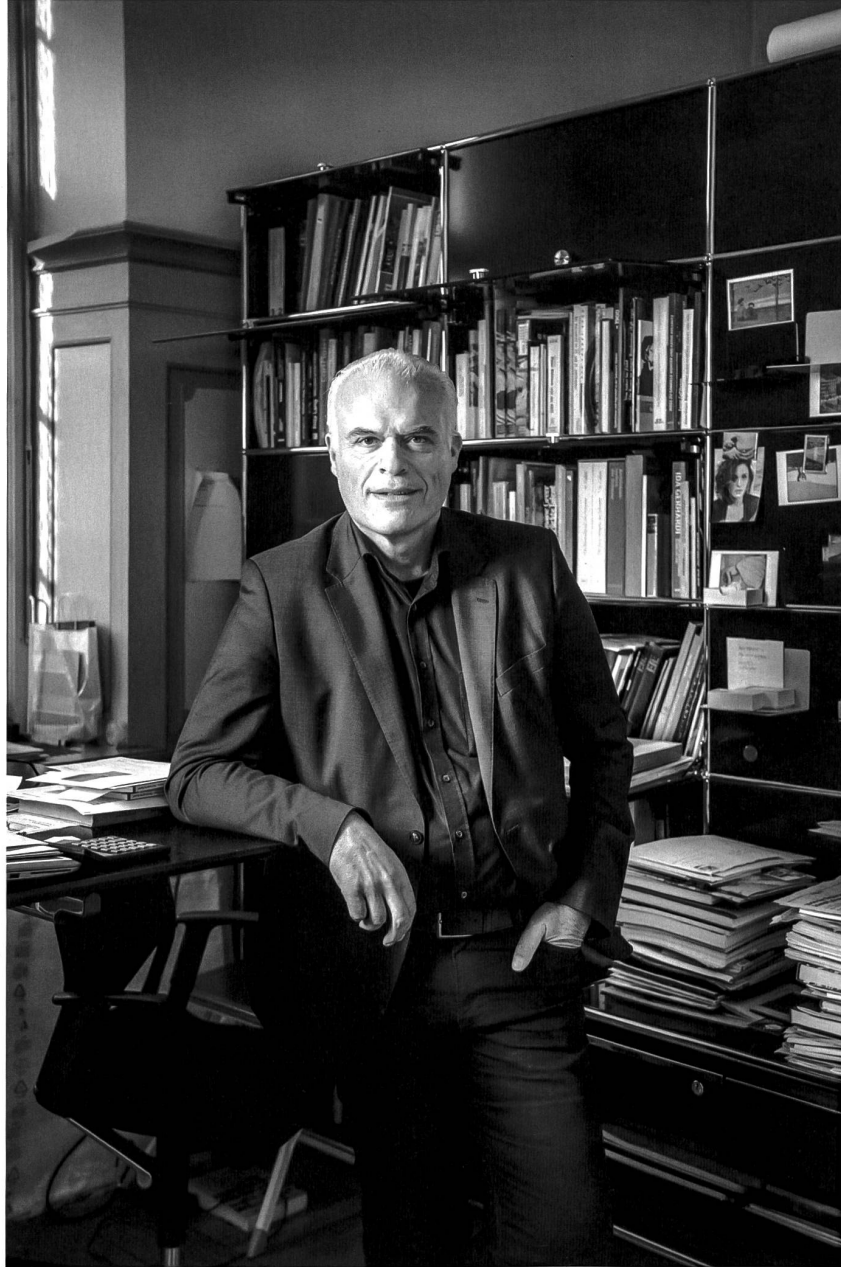
Mexiko. Auch unser Vorhaben der egalitären Elternschaft haben wir inzwischen adaptiert. Tag und Nacht zu stillen, zu Beginn alle zwei Stunden, fühlt sich nicht wirklich gleichberechtigt an. Mein Mann schläft in der Nacht so viel er kann und kocht am Tag, räumt auf, geht einkaufen, wäscht Windeln und schaut, dass ich zu ein paar weiteren Stunden Schlaf komme.

Manchmal hadere ich mit mir, weil mich abstrakte Vorstellungen oder gesellschaftliche Erwartungen einholen. Meistens aber bin ich glücklich. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es wäre, die Tagesschicht meines Mannes auch noch übernehmen zu müssen, so wie das viele Mamas machen. Und ich schätze es sehr, Tim immer, wenn ich etwas Luft brauche, einen Moment abgeben zu können. Je älter Tim wird, desto mehr verteilen sich die Aufgaben wieder gleichmässiger zwischen uns. Ich geniesse diesen Ausnahmezustand, solange er noch währt.

Lydia Baumgartner, 1989, hat bis zu ihrer Abreise im September 2018 in St.Gallen gelebt. Die Rechtsanwältin ist von der Idee der Geburt als «Rite of Passage» fasziniert und plant nach der Rückkehr im nächsten Sommer eine Dissertation zum Thema Selbstbestimmungsrecht und Geburt.

«WIR WOLLEN KEINE GANZEN BÜCHER AN DIE WÄNDE HÄNGEN»

Kunsthistoriker Daniel Studer leitet das Historische und Völkerkundemuseum St.Gallen seit 2002. Für Ausstellungen zu städtischen oder sozialen Themen fehlten häufig geeignete Ausstellungsobjekte, sagt er im Interview und stellt sich ausserdem der Kritik, dass die Kuratorien fachlich einseitig besetzt seien. Interview: Roman Hertler und Peter Surber



Daniel Studer in seinem Büro, das er Ende Juni 2021 räumt. (Bilder: Urs Bucher)

Ende November erreichte die Redaktion ein gepfeffertes Leserbrief von Hansruedi Kugler, der online (<https://tinyurl.com/saiten-hvm-polemik>) als Gastkommentar erschien. Es war eine Reaktion auf das Interview im November-Saiten mit dem scheidenden Stiftungsratspräsidenten des Historischen und Völkerkundemuseums St.Gallen (HVM), Arno Noger. Kugler, Kulturjournalist bei CH-Media, kritisiert darin, Noger zeichne über die vergangenen 20 Museumsjahre unter Direktor Daniel Studer ein schönfärberisches Bild.

Studer habe sich nur für Kunst statt Geschichte interessiert, lautet einer der Vorwürfe. Das Kuratorium sei einseitig besetzt, es fehle an historischen und ethnologischen Kompetenzen in wirtschafts- und gesellschaftspolitischen Grossthemem. Ausserdem kritisiert er, dass das HVM trotz einem Personalbudget von zwei Millionen Franken über mangelnde Ressourcen jammere.

Im nachstehenden Interview nimmt Daniel Studer, der im Frühling ebenso wie Noger pensioniert wird, Stellung zu den Vorwürfen.

Saiten: Es gibt ein grosses kunsthistorisches Knowhow im HVM. Andere Sparten wie Sozialgeschichte, Wirtschaftsgeschichte oder auch Ethnologie kommen dagegen zu kurz. Was sagen Sie dazu?

Daniel Studer: Ich bin im Oktober 2001 als Nachfolger von Louis Specker, einem ausgewiesenen Sozialhistoriker, vom damaligen Stadt- und Stiftungsratspräsidenten Heinz Christen gewählt worden. Ich habe Kunstgeschichte und Geschichte studiert. Christen wollte ausdrücklich diese Ausrichtung und wünschte unter anderem, dass ich Ordnung ins Depot bringe. Ich will meinem Vorgänger aber in keiner Weise an den Karren fahren, gab es doch damals noch nicht die personellen Ressourcen wie heute. Unser Verhältnis war immer gut. Aber als passionierter Sozialhistoriker und Geisteswissenschaftler, der fantastische Bücher etwa zur Ostschweizer Arbeiterbewegung verfasst hat, hatte er sicherlich einen etwas anderen Bezug zu Realien, sprich: zu den Objekten, als ich als Kunsthistoriker.

Seither kommt jedoch die Sozialgeschichte im HVM zu kurz.

Wenn Sie sich die Liste der Ausstellungen in meiner Amtszeit ansehen, muss man sagen, das stimmt nicht.

Es gab Ausstellungen über Hedwig Scherrer, Wilhelm Meier, Hans Thomann, Carl Mefert, die Liners, über Jugendstil oder Farbholschnitte. Kunstgeschichte hat gegenüber anderen Themen ein Übergewicht.

Die aufgezählten Beispiele betreffen natürlich mein Fachgebiet. Diese Ausstellungen habe ich teilweise auch selber kuratiert. Aber es gab auch viele andere Ausstellungen. 2019 zum Beispiel «Flucht», «Kinder im KZ Bergen-Belsen» oder «The last Swiss Holocaust Survivors». Das waren zeitgeschichtliche und sozialkritische Ausstellungen ohne kunsthistorischen Hintergrund oder Bezug.

Dennoch: Themen zur Stadtgeschichte, aus der Sozial- oder Wirtschaftsgeschichte muss man suchen in der Liste. Die Kriegszeit ist noch einigermaßen vertreten, hingegen fehlen Ereignisse wie die Spanische Grippe, der Landesstreik, «68» oder die 80er-Jahre. Zwischen den zweifellos interessanten kunsthistorischen Ausstellungen und sozialen Themen besteht eine Diskrepanz.

Wie gesagt, Kunstgeschichte ist mein Spezialgebiet. Ich bin kein Sozial- oder Wirtschaftshistoriker. Und jeder Direktor prägt das Museum auf seine Art mit. Das hat man bei meiner Wahl gewusst.

Einer meiner Aufträge war es, die beiden Museen, das Historische und das Völkerkundliche, zusammenzuführen, die noch bis 2004 getrennt geleitet waren. Es ging darum, zwei unterschiedliche Museumskulturen und Inventarisierungen zu vereinigen. Der Umbau des Museums und die Neukonzeption der Dauerausstellung fielen ebenfalls in meine Amtszeit. Auch für diese Aufgaben hat man mich als Realienhistoriker geholt.

Läge es nicht trotzdem in der Verantwortung eines Museums der Stadt St.Gallen und Umgebung, Stadtdebatten zu führen? Zum Beispiel zur Verkehrsgeschichte, zum Bankenplatz, zur Stickerei oder zur Konfessionsgeschichte? Man hätte dafür auch externe Kuratorinnen involvieren können.

Für eine Ausstellung braucht es eine interessante Fragestellung und entsprechendes Material. Zum 20. Jahrhundert wurde hier im Museum nie gesammelt. Dazu haben wir schlicht keine Bestände. Zum Beispiel was «68» betrifft: Innerhalb der Gallus-Ausstellung gab es eine kleine Abteilung «Aktion Rotes Herz», als Splitter. Die 68er-Bewegung ist anderswo, in Bern oder auch im Landesmuseum sehr gut abgehandelt worden, da hätten wir nicht mithalten können, zumal «68» in St.Gallen ja kaum stattgefunden hat.

Es gibt zu den genannten Themen hier praktisch kein Material – weder in der Sammlung noch in den Archiven. Und ohne Material entstehen reine Tafelausstellungen. Ich bin Kulturhistoriker: Meine Aufgabe ist es, Gegenstände zum Reden zu bringen. Zu diesem Zweck verstärkten wir auch vor über zehn Jahren die Provenienzforschung, immerhin etwa fünf Jahre, bevor die Thematik breit in den Medien aufgegriffen wurde. Wir haben das Thema nicht verschlafen, mussten aber zuerst einmal die Sammlung aufarbeiten. Heute wissen wir sehr gut Bescheid über unsere Bestände.

Dennoch lässt sich sagen, dass das HVM-Kuratorium personell einseitig kunst- und kulturhistorisch aufgestellt ist. Müsste das fachliche Spektrum nicht breiter sein?

Wir können nicht jede Charge mit einem Kuratorium versehen. Bei uns arbeiten eine Japanologin, eine Kulturhistorikerin, eine Archäologin, zwei Historiker und eine Kunsthistorikerin. In allen Abteilungen haben die Kuratorinnen aber regelmässig externe Fachleute beigezogen. Gerade in der Völkerkunde und aussereuropäischen Kultur war das nötig. Der grössere Teil der An-

stellungen im Haus sind Direktberufungen. Das HVM ist nicht verpflichtet, offene Stellen auszuschriften. Wir sind keine städtische oder kantonale Institution, sondern getragen von einer privaten Stiftung, mit entsprechend tieferen Löhnen, «Kulturlohn», das muss man ganz klar sagen.

Finanziert wird die Stiftung aber hauptsächlich von der Stadt.

Der Jahresbeitrag der Stadt beträgt 1,78 Millionen Franken. Für die Archäologie kommen 250'000 über eine Leistungsvereinbarung mit dem Kanton hinzu. 120'000 sind kantonale Kulturgelder. Den Rest unseres 2,8-Millionen-Budgets erwirtschaften wir selber.

St.Gallen diskutiert seit Jahren über den Marktplatz. In Ihrer Sammlung steht unter anderem das frühneuzeitliche Stadtmodell. Eine Ausstellung zur Stadt- und Verkehrsentwicklung könnte doch eine Chance sein, städtische Diskussionen mitzuprägen.

Ich habe selber über die St.Galler Stadtentwicklung publiziert. Aber als Realienhistoriker fand ich immer: Wir müssen Originale zeigen, keine Kopien. Früher haben Museen manchmal ganze Bücher an die Wände gehängt. Wer liest denn solche Textwüsten? Es gibt einzelne Stadtobjekte, zum Beispiel die Glocke des alten Rathauses, aber damit bestreitet man keine Ausstellung. Auch wenn ich mich wiederhole: Eine Fragestellung richtet sich immer nach dem vorhandenen Material. Wir könnten zum Beispiel auch keine Mittelalterausstellung machen, weil wir keine mittelalterlichen Objekte in der Sammlung haben.

Wird die Sammlung nicht erweitert?

Natürlich. Wir haben beispielsweise bei der Hausräumung eines Elektrogeschäfts verschiedene Gegenstände aus der Frühzeit der Elektrifizierung erhalten. Wir haben uns auch um die aus den 1950/60er-Jahren stammende, früher an der Fassade angebrachte Leuchtschrift des alten Kino Rex bemüht, allerdings vergeblich. Schenkungen werden seltener. Wer etwas abzugeben hat, gibt es an eine Auktion oder stellt es auf eBay. Wenn der Verkauf nicht klappt, kommt es ins Museum. Objekte aus dem 20. und 21. Jahrhundert zu sammeln, ist enorm schwierig.

Warum?

Man muss sich fragen: Was ist typisch sanktgallisch? Es gibt nicht das St.Galler Velo oder das St.Galler Auto. Es



Jugendstilsaal: Die Ära Studer («Ich bin ein Augenmensch.») war kunsthistorisch geprägt.

gibt das Schaffhauser Möbel, es gibt das Zürcher Möbel, aber das St.Galler Möbel gibt es nicht oder es ist darüber zumindest nichts bekannt. Den ersten PC oder den ersten Mac zu sammeln, das ist Aufgabe von Spartenhäusern wie dem Museum für Kommunikation in Bern oder dem Verkehrshaus in Luzern. In der Archäologie haben wir es einfacher: Was aus dem Boden kommt, ist sanktgallisch, und das nehmen wir auch. Aber bereits ab dem 19. Jahrhundert wird es schwierig. In Bern oder in Schaffhausen gibt es viel mehr stadt-historische Realien. Bei uns hat sich nur ganz wenig erhalten. Ein Beispiel: 1877 wurde das Rathaus am Marktplatz abgebrochen. Davon haben wir noch zwei, drei Täfer, mit denen die kleine Ratsstube hergerichtet worden ist. Aber der ganze Rest ist irgendwo verstreut. Die St.Gallerinnen und St.Galler waren schon immer gründlich im Entsorgen.

Ausstellungen über wichtige Persönlichkeiten wie Niklaus Meienberg oder Walter Mittelholzer haben stattgefunden, aber nicht bei Ihnen, sondern im kantonalen Kulturraum am Klosterplatz. Material gab es für diese Ausstellungen genug.

Wir waren damals im Austausch, ob wir die Meienberg-Ausstellung bei uns

unterbringen sollen. Ich wollte auch mit Roland Gretler und seinem Sozialarchiv eine Ausstellung machen. Wir haben uns jahrelang darum bemüht. Aber er wollte das Material nicht herausgeben. Am Ende mussten wir darauf verzichten, die Ausstellung fand später dann im Kulturraum statt. Wir bieten jetzt Raum für das Frauen- und Geschlechterarchiv für die Ausstellung zum Frauenstimmrecht Anfang 2021, ebenso wie 2016 für «Ricordi e Stima», die Schau über italienische Migration in der Ostschweiz. Den Kulturraum gibt es leider nicht mehr, seither kommen freie Gruppen eher zu uns. Und da bieten wir gerne Hand.

Aber ginge es nicht darum, stärker als Player im öffentlichen Diskurs hinzustehen, statt nur die Sammlung zu pflegen und auszustellen?

Diese Idee ist sicher nicht falsch. Beim Völkerkundemuseum haben wir uns immer als Begegnungsort verstanden. Aber das ist nicht einfach: Menschen mit Migrationshintergrund kommen nicht ins Museum. Wir haben Diverses ausprobiert. Es ist unheimlich schwierig, die Leute für solche Themen zu begeistern. Es ist generell schwer vorauszusagen, welche Ausstellung welches Publikum anzieht. Manchmal glaubt

man: Das ist ein Renner. Aber die Leute kommen nicht.

Welche Themen ziehen im Moment?

Die aktuelle Ausstellung «Berufswunsch Malerin!» läuft gut, da erhalte ich auch sehr viele Reaktionen, und der Katalog geht weg wie warme Weggli. Frauenthemen stossen generell auf grosses Interesse, das wird auch bei der Ausstellung zum Frauenstimmrecht so sein.

Sprechen wir über die Völkerkundeabteilung: Ein Vorwurf lautet, dass die Ethnologie im Haus nicht vertreten ist.

Da muss ich vorausschicken, dass wir finanziell in einem engen Korsett sind. Das hat nichts mit Jammern zu tun, aber: Ich kann nicht einfach Kuratoren anstellen, wie ich will. Jede Stelle im Haus ist gut begründet: Isabella Studer-Geisser hat die aussereuropäische Kulturgeschichte betreut. Jeanne Fichtner ist Ostasienexpertin. Wir haben kein Nordamerika- oder Afrika-Kuratorium, aber Achim Schäfer hat sich sehr gut in die afrikanischen Fragen eingearbeitet. Und wir arbeiten regelmässig mit externen Fachleuten zusammen, mit dem Ethnologen und Tibetkenner Peter van Ham, mit Nordamerikaspezialist Martin Schulz oder, bei Afrika- und Indige-



«Wir stellen uns der Debatte»: Die Vitrine mit den umstrittenen Benin-Bronzen in der Völkerkunde-Abteilung.

nen-Themen, mit dem Berliner Ethnologen Andreas Schlothauer.

Solche Zusammenarbeit ist aber nicht gratis zu haben. Und alle Spezialgebiete lassen sich nicht abdecken. Heute sagen wir: Mut zur Lücke. Wir müssen zugeben, dass wir gewisse Dinge einfach nicht wissen. Allein aus Afrika haben wir 7000 Exponate. An zwei Afrikatagungen waren jeweils 50 oder 60 Spezialisten hier, teils Sammler, die in ihrem Spezialgebiet ein tiefes Detailwissen mitbringen. In der Völkerkunde bilden wir ja quasi die ganze Welt ab. Wir sind ein Universalmuseum.

Das HVM betreibt seit zehn Jahren Provenienzforschung. Dennoch werden die völkerkundlichen Exponate in erster Linie als ästhetische Gegenstände präsentiert, die kaum Geschichten erzählen. Warum wird das Wissen aus der Provenienzforschung nicht offensiver vermittelt?

Was die Benin-Bronzen betrifft, ist ein Team unter Führung des Museums Rietberg daran, die ganze Geschichte aufzuarbeiten. Seit Emmanuel Macron 2017 den Kolonialismus richtigerweise als Verbrechen bezeichnet hat, ist ziemlich Bewegung in die Geschichte gekommen. Das Restitutionsthema hat auch den Stiftungsrat hellhörig ge-

macht. Aber man kann ja nicht einfach alles zurückschicken. Unsere Briefe ans Nigerianische Nationalmuseum in Lagos blieben bisher unbeantwortet. Wir koordinieren uns mit der nationalen Kampagne. Die ganze Rückgabegeschichte muss sehr sorgfältig und über politische Kanäle erfolgen. Vorangegangen sind wir bei den zwei Silberschiffen aus der Sammlung Giovanni Züst. Wir waren erwiesenermassen das erste Schweizer Museum, das Raubkunst zurückgegeben hat.

Wir haben nach der Vermittlung gefragt. Kolonialgeschichte und Raubkunst werden weltweit diskutiert. In St.Gallen erfährt man aber nur sehr beschränkt etwas über die Hintergründe der Ausstellungsstücke.

Wir haben das schon kontextualisiert. Das kann ich Ihnen gerne zeigen. In der Benin-Debatte gab es ausserdem einen Vorstoss im Stadtparlament, bei uns fand eine Podiumsdiskussion statt. Wir stellen uns der Debatte. In den monatlichen Gesprächen mit dem Stiftungsratspräsidenten ist jedes Mal Benin traktandiert.

«Indiens Tibet», «Verborgener Zauber Afghanistans», «Prozessionsfiguren aus Südindien», «Baumwolle weltweit», «Nord-

persische Flachgewebe»: All diese ethnologischen Ausstellungen haben einen starken Fokus auf die Ästhetik. Zu kolonialgeschichtlichen Themen gab es hingegen keine Ausstellungen.

«Baumwolle weltweit» war eine ausgesprochen sozialkritische Auseinandersetzung mit einem kolonialen Thema. Wir hatten auch eine Ausstellung mit Fokus auf unsere Sammler und die Herkunft der Objekte. Oder es gab die Ausstellung zu den Umlauff-Figuren, die den europäischen Blick auf das «Exotische» problematisieren.

Es hätte die Ausstellung von Hans Fässler über den Rassisten und Gletscherforscher Agassiz gegeben.

Hans Fässler hatte uns und das Naturmuseum wegen seiner Ausstellung angefragt. Für uns war das Agassiz-Thema einfach ein bisschen zu weit weg und das Projekt auch vom Material und der Gestaltung her schwierig.

Zu deutschen Kriegsgefangenen in der Sowjetunion gab es vor Jahren eine Ausstellung, die zu reden gab, wegen einiger Exponate, die der rechtsextreme Heereskundler Vincenz Oertle zur Verfügung gestellt hat.

Die Details weiss ich nicht mehr, aber die Anregung ging von einem St.Galler

Lehrer aus, dessen Vater in Deutschland als Schweizer in die Wehrmacht eingetreten und in russische Kriegsgefangenschaft geraten war. Wir haben damals mit russischen Fachleuten zusammengearbeitet – sie waren auch hier in St. Gallen – und so versucht, eine Brücke zu schlagen. In Erinnerung geblieben ist mir bis heute, dass emotionale Reaktionen teilweise den Blick auf sachliche Fakten verdeckten und so kontroverse Diskussionen auslösten.

Und Oertle, der auch schon die Schweizer Freiwilligen bei der SS hochgejubelt hat, ist dann einfach noch in die Ausstellung rein-geruscht?

Wie man auf Oertle gekommen ist, weiss ich wirklich nicht mehr. Dass es zu thematisch unglücklichen Vermischungen kommt, kann natürlich passieren.

Zu einem anderen brennenden Thema, dem Islam und den Schweizer Kontroversen etwa um Minarette: Dazu gibt es nichts in der Sammlung?

Zu islamischen Themen haben wir leider sehr wenige Exponate. Zudem wäre das inhaltlich eine Gratwanderung. Dazu wären wir alleine nicht in der Lage, da kann man auch viel kaputt machen. Das Rietberg-Museum oder das Völkerkundemuseum der Universität Zürich haben hier ganz andere Möglichkeiten. Sie können Forschung betreiben und auch in den Austausch mit Herkunftsländern gehen. St.Gallen hingegen hat eine historisch stillstehende Völkerkundesammlung. Kommt erschwerend hinzu, dass es an unserer St.Galler Universität keine philosophische Abteilung mit einem ethnologischen und historischen Seminar gibt.

Stillstehend heisst: Die Sammlung stammt im Wesentlichen aus dem 19. Jahrhundert?

Sie geht bis etwa 1930. Seither kommt kaum mehr Neues dazu. Das ist eine der grossen Schwächen und hat mit der Geschichte des Hauses und der Sammlungsöffnung zu tun. 1921 wurde das Museum eröffnet, und sogleich kam die Stickereikrise. Damit war auch Schluss mit den zunächst noch grossen Einkaufskrediten. Heute müsste man in direkten Kontakt mit den Kulturen treten. Ganz am Rande haben wir das einmal mit kanadischen Indianern probiert, die dann auch auf Besuch in St.Gallen waren. Auch Amazonas-Indianer waren schon hier. Aber solche Projekte gehen gewaltig ins Geld. Da müssen wir die Realitäten sehen. Wir sind hier in St.Gallen und nicht in Berlin.

Wie hoch ist der Ankaufskredit heute?

50'000 Franken pro Jahr, gespiesen aus einer privaten Schenkung von über 700'000 Franken, die testamentarisch für die Erweiterung der Sammlung bestimmt ist. Es ist allerdings extrem schwierig, an neue interessante Stücke zu kommen. Der grösste Bestand, den ich in meiner 19-jährigen HVM-Karriere erhalten habe, waren die indischen Prozessionsfiguren aus der Sammlung eines St.Galler Treuhänders.

Wo würden Sie die Sammlung verstärken, wenn es die Mittel zuliesse?

Ich schaue mir natürlich regelmässig die einschlägigen Datenbanken im Auktionswesen an. Das Galluswaffel-eisen fürs Gallus-Jubiläum 2012 habe ich in München erstanden. Ich kaufe alles, was sanktgallisch ist. Und für mein Spezialgebiet, den Zeitraum zwischen 1850 und 1920, habe ich gezielt Ergänzungen gemacht. Auch in der Völkerkunde gab es Erweiterungen, vor allem im Bereich Japan und Korea. Afrika war weniger im Fokus, nicht zuletzt deshalb, weil 99 Prozent der Exponate, die vom Kontinent kommen, gefälscht sind. Afrika war bereits im 20. Jahrhundert quasi ausgeräumt.

Wäre das eine politische Forderung: mehr Ankaufskredite für die städtischen Museen?

Das wäre natürlich schön, aber im Moment sieht es eher nicht danach aus. Ich will nicht jammern, aber uns explodieren die Kosten. Der städtische Beitrag wurde seit Jahren nie erhöht. Sozialkosten und Informatikkosten sind gestiegen, und wegen der Räumung des Kirchhoferhauses mussten wir externe Lagerräumlichkeiten mieten. Die Kasse in Ordnung zu halten, ist eine meiner Hauptaufgaben. Wir sind an den plafonierten Betrag der Stadt gebunden. Lotteriefondsgelder sind uns verwehrt – eine Ausnahme macht der Kanton fürs 100-Jahr-Jubiläum, zu dem er 50'000 Franken beiträgt. Hingegen fällt es uns als Stiftung natürlich etwas leichter als staatlichen Institutionen, Sponsoringbeiträge einzuholen. Wir sind auf Ge-deih und Verderb auf Drittmittel angewiesen. Geldakquise macht einen Grossteil meines Jobs aus.

Was wünschen Sie dem Museum und ihrer Nachfolgerin oder ihrem Nachfolger?

Meine Nachfolge soll Ideen für Ausstellungen haben, egal, ob es jemand aus der Sozial- oder Kunstgeschichte oder auch aus der Ethnologie ist. Die Person sollte nach Möglichkeit auch aus der

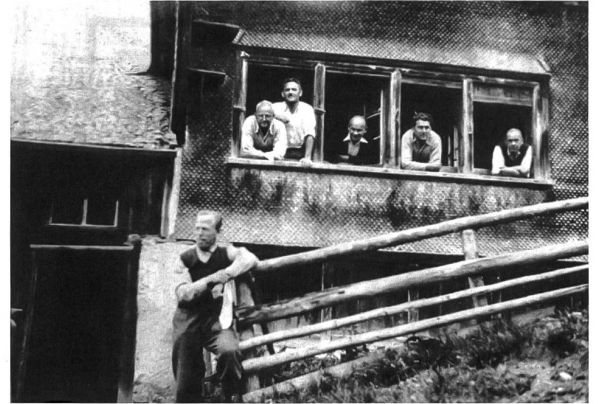
Gegend sein, die Leute kennen und ein bisschen auch die sanktgallische Demut leben. Ich bin in der Stadt aufgewachsen und weiss, was geht und was nicht, auch finanziell. Die Person sollte auch keine Scheu haben, Drittmittel einzuwerben. Das wird je länger je wichtiger. Unsere Hausaufgaben haben wir gemacht. Wir haben das digitale Inventar vorangetrieben und das Depot ausgeräumt. Es entstand eine Sammlungsgruppe: ein Registrar, eine Restaurierungsabteilung. Auch die öffentliche Online-Collection ist ein Resultat daraus. Die energetische Sanierung ist 2012 bis 2014 erfolgt. Die Dauerausstellungen wurden neu konzipiert und eingerichtet. Heute sind wir vom Keller bis unters Dach à jour. Meine Nachfolge braucht daher vor allem gute Ideen für Sonderausstellungen. Und sie darf auch andere Akzente setzen, als ich das getan habe. Ich habe dem ästhetischen Erscheinungsbild immer einen sehr hohen Stellenwert eingeräumt. Ich bin ein Augenmensch. Die Ära Studer war kunsthistorisch geprägt, das gebe ich zu. Es darf auch wieder mal etwas anderes sein. Aber die Marschrichtung gibt der Stiftungsrat vor.

Daniel Studer, 1955, hat an der Universität Zürich Kunstgeschichte, Mittelalter- und Schweizergeschichte sowie Historische Hilfswissenschaften studiert. Promoviert hat er 1992 über die St.Galler Jugendstil-malerin und Farbmalerin Marta Cunz. Er hat unter anderem als Autor an der Buchreihe «Inventar der neueren Schweizer Architektur 1850 bis 1920» und beim Kanton St.Gallen als Bearbeiter der Kunstdenkmäler gearbeitet. Seit 2002 leitet er das Historische und Völkerkundemuseum St.Gallen, das 2021 sein 100-Jahr-Jubiläum feiert.

hvmsg.ch
online-collection.ch

EIN KLASSIKER DES ANTIFASCHISMUS

In den 1930er-Jahren wehrten sich auch in der Schweiz viele Menschen gegen die Nazis. Ihre Geschichte erzählen Film und Buch *Die unterbrochene Spur* von Mathias Knauer und Jürg Frischknecht, ein Klassiker der kritischen Geschichtsschreibung. Das Buch kommt jetzt mit einem Vorwort von Jakob Tanner neu heraus. Der Film wurde restauriert und liegt als Blu-ray bei. Von Ralph Hug



Ernst Bärtschi war Metallarbeiter in Kreuzlingen. Ein einfacher, engagierter Mann, in der Gewerkschaft aktiv, auch politisch kämpferisch. So war es für ihn klar, deutschen Emigranten zu helfen, die von den Nazis verfolgt wurden. Denn die ersten Opfer von Hitlers Nationalsozialisten waren nicht Juden, sondern Linke, Gewerkschafter, Oppositionelle, Kommunistinnen und Sozialdemokraten. Kurz alle, die sich nicht ins Tausendjährige Reich einfügen wollten. Unter ihnen Paul Nusch, Betriebsrat beim Elektrizitätswerk in Offenbach und SPD-Mitglied. Nusch war bereit, notfalls mit der Waffe in der Hand gegen Hitler zu kämpfen. Aber er musste fliehen, sonst wäre er ins Konzentrationslager gesteckt worden. Ihm drohten Haft, Folter und Ermordung.

Mit mehreren Kollegen setzte er sich nach Konstanz ab und wurde dort heimlich über die Grenze in die Schweiz geschleust.

Dank Ernst Bärtschi und anderen Arbeitern. «Ich habe den Paul über den See geführt», erzählt Bärtschi im Film *Die unterbrochene Spur* von Mathias Knauer. «Er war nicht der einzige, den ich geholt habe, es waren noch mehrere andere.» Zwischen 1933, der Machtergreifung Hitlers, und 1938 zählte Bärtschi zu jenem Kreis von beherzten Antifaschistinnen und Antifaschisten, die sich für ihre in Deutschland verfolgten Kollegen einsetzten. Bärtschi schmuggelte in der Schweiz heimlich gedruckte und getarnte Anti-Hitler-Schriften und Filmkassetten nach Deutschland, holte nachts mit dem Faltboot Flüchtlinge über die Grenze und spielte als Schweizer den unverdächtigen Boten.

Bärtschi reiste bis nach Frankfurt, Freiburg und Rottweil. «Sonst hat niemand den Schneid gehabt, das zu tun», erinnert sich Bärtschi im Film. Aber es wurde ihm auch

zum Verhängnis. 1938 sollte Bärtschi einen gewissen Hans Lutz über die Grenze schleusen – es war eine Falle der Gestapo. Bärtschi wurde geschnappt, nach Frankfurt in Einzelhaft verbracht und dann vom Volksgerichtshof in Berlin zu 13 Jahren Zuchthaus verurteilt. Davon musste er sechs Jahre absitzen, alles in Einzelhaft, bis ihn die Amerikaner 1945 nach Kriegsende befreiten. Bärtschi bezahlte sein antifaschistisches Engagement teuer: Er war, durch die lange Haft geschädigt, lange krank und musste sich viele Male operieren lassen. Die offizielle Schweiz ignorierte seinen Kampf gegen Hitler komplett. Eine Entschädigung für das Erlittene erhielt Bärtschi, der 1983 starb, nur von Deutschland, nicht aber von Bern. Immerhin wurde für ihn auf private Initiative hin im Jahr 2013 in Kreuzlingen ein «Stolperstein» verlegt – der erste dieser kleinen Gedächtnis-Mahnmale

Stolpern gegen das Vergessen: 80'000 Stolpersteine in 26 Ländern erinnern an die Opfer des Nationalsozialismus – jetzt gibt es auch eine Schweizer Initiative.



Gunter und Katja Demnig haben «Kunstdenkmal Stolpersteine» in den 1990er-Jahren gestartet. Seit 1996 verlegt das Künstlerpaar solche Steine zur Erinnerung an Opfer des Nationalsozialismus. Rund 80'000 Steine sind bis heute verlegt – in Deutschland in über 1265 Gemeinden, aber auch in Österreich, Belgien, Frankreich, Italien, Norwegen, Polen und den Niederlanden. Momentan liegen in 26 Ländern Europas solche Stolpersteine. In Konstanz wurden bisher 249 Steine verlegt.

Im September 2020 kam unter anderem ein Stein für den Spanienkämpfer Louis Übrig hinzu (siehe das Porträt auf Seite 47). 2013 waren



Fluchthelfer Ernst Bärtschi – Emigranten auf dem Ruppen – St.Galler Emigrantengruppe. (Bilder: aus die *Die unterbrochene Spur*)

auf öffentlichem Grund in der Schweiz (siehe Artikel unten).

Mathias Knauer vom Filmkollektiv Zürich setzte diesem Schweigen der Politik und der Ignoranz der bürgerlichen Geschichtsschreibung ein Ende, als er 1982 den Dokumentarfilm *Die unterbrochene Spur* herstellte. Knauer hatte zuvor in intensiven Recherchen Hunderte von damals noch lebenden Antifaschistinnen und Antifaschisten ausfindig gemacht, sie interviewt und von ihrer illegalen Tätigkeit im Widerstand gegen Faschismus und Nationalsozialismus erzählen lassen. So entstand das lebendige Panorama einer widerständigen Schweiz von unten – Porträts von Menschen, die unter Einsatz ihres Lebens Geschichte schrieben, aber dafür nie den verdienten Dank erhielten. Knauer knüpfte damals an die neue Generation kritischer Filmemacher wie Niklaus Meien-

berg, Richard Dindo oder Markus Imhoof an. Mit seinem Werk schuf er einen dokumentarischen Meilenstein.

Wenig später erschien ein Band mit demselben Titel. Darin breitete Knauer zusammen mit Jürg Frischknecht das Material aus, das er in den Jahren 1979–1982 recherchierte und im Film aus Zeitgründen nicht verwenden konnte. Entstanden ist ein zeitgeschichtliches Lesebuch mit vielen Fotos und Originaldokumenten, wie es spannender nicht sein könnte – kritische Aufklärung im besten Sinne. Oder, wie es Jakob Tanner, emeritierter Professor für Geschichte der Uni Zürich, ausdrückt: «Die Leser/innen sollen mit einem neuen Blick auf die Geschichte dazu ermutigt werden, sich selbst auf die Spur der eigenen Vergangenheit zu machen.»

Tanner verfasste ein substanzielles, weit ausholendes Vorwort für *Die unterbro-*

chene Spur, die der Limmat-Verlag jetzt neu herausgegeben hat. Dazu wurde Knauers Film von 1982 (144 Min.) restauriert und digitalisiert. Er liegt dem Band als Blu-ray Disc bei. Zusammen sind die beiden Dokumente noch heute ein grossartiges Ermutigungspaket für alle antifaschistisch und menschenrechtlich Bewegten, die Rassismus und Diskriminierung auch in der Gegenwart nicht einfach tatenlos hinnehmen wollen.

Mathias Knauer und Jürg Frischknecht: *Die unterbrochene Spur. Antifaschistische Emigration in der Schweiz von 1933 bis 1945*, Limmat-Verlag Zürich, 2020, mit Blu-ray Disc des gleichnamigen Films (144 min.), ca. CHF 48.–

die ersten beiden Stolpersteine im Kanton Thurgau verlegt worden. Sie erinnern an Hermann Ernst Bärtschi und Andreas Fleig, die unzähligen halfen, in die Schweiz zu fliehen (s. dazu den obenstehenden Beitrag von Ralph Hug). 2015 wurde in Tägerwilen zudem ein Stolperstein für Otto Vogler gesetzt, der 1938 im Widerstand verhaftet und 1941 im Konzentrationslager Dachau ermordet wurde. Die drei Thurgauer Steinsetzungen erfolgten auf Konstanzer Initiative.

Der Zürcher Unternehmensberater Roman Rosenstein hat 2019 einen Verein Stolpersteine Schweiz gegründet. Erster Präsident ist der frühere Chefredaktor des «Tages-Anzeigers», Res Strehle. Inspi-

riert habe ihn das Buch *Die Schweizer KZ-Häftlinge – Vergessene Opfer des Dritten Reichs* von Balz Spörri, René Staubli und Benno Tuchschmid. «Wir haben jetzt in Zürich begonnen und hoffen auf weitere Eigeninitiativen in anderen Städten», sagt Strehle. In St.Gallen seien aktuell keine Steinsetzungen geplant.

Am 27. November 2020 sind in Zürich erstmals Stolpersteine zur Erinnerung an dort einst ansässige Holocaust-Opfer gelegt worden. Einer davon erinnert an Lea Berr. Sie wurde 1915 in einer jüdischen Familie aus der Schweiz in Buenos Aires geboren. Berr lebte später in Zürich, bevor sie 1937 einen Franzosen heiratete und nach Frank-

SPÄTE EHRUNG FÜR ST.GALLER SPANIENKÄMPFER

Louis Übrig (1907–1939) wurde lange vergessen. 81 Jahre nach seiner Ermordung erhielt der St.Galler Widerstandskämpfer 2020 in Konstanz einen «Stolperstein» an der Kanzleistrasse. Von Uwe Brüggemann

Louis Gebhard Übrig kam am 22. April 1907 in St.Gallen zur Welt. Sein Vater war Deutscher. Übrig machte eine Ausbildung als Maler. 1922 wurde er Mitglied der Sozialdemokratischen Jugendorganisation der Schweiz. Nach seiner Teilnahme an einer Anti-Kriegs-Demonstration 1929 wurde er aus der Schweiz ausgewiesen.

Übrig zog nach Dessau und trat in die Kommunistische Partei Deutschlands KPD ein. Von dort übersiedelte er Anfang der 1930er-Jahre nach Berlin, wo er 1933 wegen «kommunistischer Betätigung» fünf Wochen in Untersuchungshaft sass. Nach seiner Freilassung kehrte er mit falschen Papieren in die Schweiz zurück. 1934 zog Übrig nach Konstanz, später nach Stuttgart. Möglicherweise engagierte er sich dort für die verbotene KPD. Ende Januar 1936 kehrte er nach Konstanz zurück. Die Kanzleistrasse 7 in der Nähe des Rathauses, wo nun der Stolperstein steht, war sein letzter ordentlich gemeldeter Wohnsitz.

Nach dem Putsch von General Franco 1936 in Spanien begann die Kommunistische Partei mit dem Aufbau Internationaler Brigaden. Eine der sogenannten «Werbestellen für Freiwillige nach Rotspanien» gab es auch im Raum Konstanz. Louis Übrig meldete sich und gelangte über Paris Ende Dezember 1936 nach Spanien.

Übrig war 29, als er in Albacete, dem Hauptquartier der Internationalen Brigaden, eintraf. Nach einer militärischen Ausbildung wurde er dem Ernst-Thälmann-Bataillon zugeordnet, dem Kern der XI. Internationalen Brigade, in der vor allem Deutsche, Österreicher und Schweizer dienten. Der Dienst in den Brigaden war hart, dabei wurden die Soldaten vom kommunistischen Geheimdienst überwacht. Wer Schwäche zeigte, Anzeichen von Kampfmüdigkeit oder gar Absichten zur Desertion, kam in ein Umerzugs- und Straflager.

Bei den verlustreichen Kämpfen zwischen Republikanern und Faschisten am Fluss Jarama südöstlich von Madrid wurde Louis Übrig am 14. Februar 1937 schwer verwun-

det. Im Spital Casa Roja in Murcia wurde er gesund gepflegt. Nach seiner Gesundung machte er in Albacete im Sommer 1937 die Ausbildung zum Offizier.

Mitte August 1938 desertierte Übrig von seinem Ausbildungsbataillon «Dos Aguas». An der französischen Grenze wurde er von Franco-Soldaten gefangen genommen. Wenige Tage später gelang ihm mit seinem Kameraden Paul Müller (1908-1984) aus Basel die Flucht aus dem Gefängnis. Mit einem herrenlosen Fischerboot versuchten sie die französische Küste zu erreichen. Sechs Tage und Nächte trieben sie ohne Kompass und Lebensmittel auf dem Meer, ehe sie von dem französischen Frachter Djebel Aurès, der von Oran in Algerien nach Marseille unterwegs war, gerettet wurden. Am 29. August 1938 frühmorgens gingen sie erschöpft in Marseille von Bord und erregten mit ihrer Fluchtgeschichte beträchtliches Aufsehen. Zahlreiche französische, aber auch Schweizer Zeitungen berichteten über ihre abenteuerliche Flucht.

«Ils ont été évacués au matin. Les hommes de la "Mun" pas maître de police du 20^e arrondissement ont été envoyés à la prison de la rue de Valenciennes.

JERELLE DE MAUVAIN VOISINAGE

Le veld Denis-Papin le d'une discussion avec un policier est blessé de couteau

Marchetti, âgé de 31 ans, a été blessé par un policier. Les hommes de la "Mun" pas maître de police du 20^e arrondissement ont été envoyés à la prison de la rue de Valenciennes.

«Je ne se trompait pas, j'ai été blessé par un policier. Les hommes de la "Mun" pas maître de police du 20^e arrondissement ont été envoyés à la prison de la rue de Valenciennes.

LE MARITIME
ave dangereuse



Photo de Petit Prochept à
PAUL MULLER ET LOUIS ÜBRIG A LEUR ARRIVÉE EN NOTRE VILLE

embarras, pendant qu'il s'agit de quitter le camp dans lequel nous sommes retenus prisonniers. Sur un frêle esquif ballotté par les flots

weil er, wie er schrieb, «schwere Erlebnisse» hinter sich habe. Seinem Antrag wurde stattgegeben.

Ende 1938 beging Übrig eine Unvorsichtigkeit, die ihn die Freiheit und das Leben kosten sollten. Beim illegalen Grenzübertritt von Kreuzlingen nach Konstanz wurde er auf deutscher Seite von Zöllnern verhaftet. Louis Übrig wurde als «Schutzhäftling» am 17. Januar 1939 als Teil eines 147-köpfigen Transports ins Konzentrationslager Dachau bei München eingeliefert.

Am 23. Januar gelang ihm die Flucht aus dem Lager. Zur Strafe für seine Flucht mussten sämtliche Häftlinge die eisige Winternacht stehend auf dem Appellplatz verbringen, wobei es zu einigen Todesfällen kam. Am 6. Februar 1939 wurde Übrig an der österreichisch-schweizerischen Grenze gefasst. Wahrscheinlich hatte er versucht, vom Rheintal, das seit dem Anschluss Österreichs im März 1938 deutsches Reichsgebiet war, über die grüne Grenze in die Schweiz zu gelangen. Er wurde zurück in das KZ Dachau gebracht. Die SS führte ihn wie ein Tier im Triumph durch das Lager. Insgesamt wurden 59 Schweizer Staatsangehörige im KZ Dachau inhaftiert. Von ihnen sind elf im Lager ermordet worden.

Nach seiner Ergreifung wurde Übrig gefoltert und misshandelt. Schon halb tot wurde er in den frühen Morgenstunden des 11. Februar 1939 auf dem SS-Schiessplatz Prittlbach bei Dachau erschossen. Um den Mord an ihm zu vertuschen, gab die Lagerverwaltung als Todesursache «Selbstmord» an.

Uwe Brüggemann hat für den Verein «Stolpersteine für Konstanz – Gegen Vergessen und Intoleranz» eine Übrig-Biografie verfasst sowie die Patenschaft für das Denkmal an der Kanzleistrasse 7 übernommen. Die vollständige Biografie von Louis Übrig findet sich auf stolpersteine-konstanz.de

Mehr zum Thema in Peter Hubers und Ralph Hugs Buch *Die Schweizer Spanientreiwillingen* (Rotpunktverlag 2009).

reich zog. Mit der Heirat verlor sie ihre Schweizer Staatsbürgerschaft und wurde nun als französische Jüdin von den Nazis verfolgt. Das Paar sowie ihr knapp zwei Jahre alter Sohn wurden in deutschen Vernichtungslagern ermordet.

«In unserer Gegenwart erleben wir gehäuft Angriffe auf Grundrechte und Rechtsstaatlichkeit», sagt Jakob Tanner, emeritierter Professor für Geschichte der Neuzeit der Universität Zürich und Mitglied der Bergier-Kommission. «Die Erinnerung an die Katastrophenzeit des 20. Jahrhunderts und an das nationalsozialistische Schreckensregime stärkt die Einsicht, dass wir Demokratie und Gleichberechtigung

verteidigen müssen. Stolpersteine sind Zeichen im öffentlichen Raum, die uns mit den Opfern der Vergangenheit solidarisieren, und gleichzeitig verweisen sie auf eine Welt, in der sich Gerechtigkeit und Freiheit gegenseitig bedingen. Als kleine Symbole, als konkrete Spuren lassen sie uns in eine Geschichte hineinstolpern, aus der wir nicht herausfinden, von der wir jedoch lernen können.» (Text und Bild: Urs Oskar Keller)

stolpersteine-konstanz.de
stolpersteine.ch

12. Dezember – 14. Februar 2021

WO

Kunst
Halle Sankt
Gallen

Davidstrasse 40
9000 St. Gallen
Di–Fr 12–18 h
Sa/So 11–17 h

WIR

Mit einer Ausstellung von Katalin Deér und Jiří Makovec,
einer Installation von Caroline Ann Baur und Vanessa Heer,
und dem Archiv der Kunst Halle Sankt Gallen als Arbeitsstation

www.k9000.ch

Susann Albrecht
Walter Angehrn
Martin Benz
Boris Billaud
Michael Bodenmann
Sven Bösiger
Mark Staff Brandl
Karin K. Bühler
Beatrice Dörig
Gabriela Falkner
Gisa Frank
H. R. Fricker
Marisa Fuchs
Roswitha Gobbo
Pascal Häusermann
Eva Hensel
Christian Hörler
Sonja Hugentobler
Stefan Inauen

Haviva Jacobson
Spallo Kolb
Aurelio Kopainig
Sabine Luger
Vera Marke
Julia Mensch
Martina Morger
Michaela Müller
Reto Müller
& Alex Meszmer
Ursula Palla
Daniela Parhisi
Stefan Rohner
Lisa Schiess
Nicolaj Schmid
Hans Schweizer
Harlis Schweizer
Werner Steininger
Thomas Stüssi
Pablo Walser
Gret Zellweger



KUNSTHALLE
APPENZELL

Wir öffnen Erfahrungsräume.

Ziegeleistrasse 14 · CH-9050 Appenzell → h-gebertka.ch